

Glück auf!

Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Hindenburg Anzeiger“.

Nr. 277

Hindenburg Donnerstag den 2. Dezember

1920

~ Asta Leoni. ~

Kriminal-Roman von Fr. M. White.

(10 Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ah — das wird die Sache in der Tat wohl erleichtern. — Ich danke Ihnen bestens, Herr Direktor! Weitläufigkeiten werden Ihnen aus der Sache nicht erwachsen. Ich bitte wegen der Störung um Entschuldigung!“

Böhlau gab ihm bis an die Tür das Geleite. Die Droschke, in der er gesessen, wartete noch; Starringer wies den Kutscher an, ihn nach dem Möbelmagazin von Eberhardt u. Co. in der Leipziger Straße zu fahren. —

10. Kapitel.

Gegen halb 12 Uhr mittags betrat Fernau das Ordinationszimmer Hardecks. Er schüttelte dem jungen Arzte herzlich die Hand.

„Ich komme vom Schauspiel der Tragödie. Der Zufall fügte es, daß ich mit dem Kriminalkommissar, den man mit der Voruntersuchung betraut hat, dort zusammentraf. Ein bescheidener, harmloser Mensch, den ich bereits von früheren Anlässen her als einen ganz tüchtigen Beamten kenne. Ich habe ihm aber natürlich nichts von dem gesagt, was Sie mir erzählt haben.“

Hardeck seufzte.

„Was wäre damit verloren, wenn Sie es wirklich getan hätten! — Ich werde ja doch noch heute die Anzeige erstatten müssen. Unangenehm ist die Geschichte, aber schließlich kann mir nichts Schlimmeres widerfahren, als ein paar lästige Verhöre.“

Fernau wiegte in leisen Zweifeln den Kopf, unterdrückte jedoch eine Erwiderung. Nach einer kleinen Pause fragte er:

„Sie sind ganz fest entschlossen, Ihr Erlebnis der Polizei mitzuteilen? — Wenn ich Ihnen als guter Freund einen Rat geben darf, so schieben Sie das noch auf! Ich selbst bin gesonnen, der Sache nachzuforschen, und ich traue mir mindestens ebensoviel zu, wie diesem Kriminalkommissar Starringer. Es wäre also nicht sonderlich viel gewonnen, wenn das Gericht Ihr Erlebnis erfährt. Und dann — verzeihen Sie meine Offenheit: Es ist sehr wohl möglich, daß es Ihnen nicht so leicht gelingt, einen Polizeibeamten von der Wahrheit Ihrer Mitteilungen zu überzeugen, wie Ihre Braut und mich.“

„Das heißt —“

„Das heißt nur, daß das Geschehnis sehr außergewöhnlich und seltsam ist — weiter nichts! — Wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen, so erzählen Sie mir alles noch einmal im Zusammenhang. Heute morgen im Klub war ja nichts Vernünftiges aus Ihnen herauszubekommen.“

Hardeck willfahrte seinem Verlangen. Er selbst wußte sich ja kaum zu raten, und er war in der Tat vollständig auf den Rat und die Hilfe dieses klugen, energischen

Mannes angewiesen, dem er sein Vertrauen geschenkt hatte. Ohne auf die Einzelheiten besonders einzugehen, erzählte er ihm alles in großen Zügen, und er konnte sich wahrlich nicht über Unaufmerksamkeit von selten seines Zuhörers beklagen. Einmal über das andere schüttelte der Schriftsteller den Kopf, und als Hardeck seine Erzählung beendet hatte, sagte er:

„Seltsam — in der Tat, höchst seltsam! — Ich bitte Sie wirklich, meinen Rat anzunehmen. Aus ganz bestimmten Gründen, die ich Ihnen später einmal erläutern werde, habe ich die feste Zuversicht, daß es mir gelingen wird, einiges Licht in die Angelegenheit zu bringen. Erst, wenn volle Klarheit geschaffen ist, wird es Zeit sein, daß Sie dem Gerichte Ihr Erlebnis mitteilen.“

Schweren Herzens entschloß sich Hardeck, nach dem Vorschlage Fernaus zu handeln.

„Frühstücken Sie auch bei der Leoni?“ fragte der Schriftsteller. Und als der junge Arzt bejahte, blinnte Fernau auf seine Uhr.

„Es ist jetzt zwölf vorbei, und die Gräfin liebt die Pünktlichkeit. Wir tun also gut, uns schleunigst auf den Weg zu machen.“

Ein Ruch bei der Gräfin Leoni war stets ein kleines Ereignis für die Geladenen. Da pflegte sie die Intimsten ihrer Freundschaft um sich zu versammeln, und niemals kamen ihre hinreißende Lebenswürdigkeit und ihre bestechenden gesellschaftlichen Talente so glänzend zur Geltung wie bei solchen Gelegenheiten.

Fröhliches Geplauder, Scherzen und Lachen schallte den beiden Herren aus dem kleinen Speisesaal entgegen, in den sie der Diener geführt. Obwohl sich die schöne Gräfin soeben sehr angelegentlich mit dem Russen Gesandten unterhalten hatte, mußte sie doch die beiden neuen Ankömmlinge sogleich erspäht haben; denn mit einem strahlenden Lächeln auf dem Gesicht stand sie plötzlich vor ihnen.

„Eigentlich müßte ich Ihnen wegen Ihres verspäteten Erscheinens zürnen“, sagte sie und drückte ihnen mit großer Wärme die Hand. „Aber es ist eine von meinen schlimmen Eigenschaften, daß ich niemandem wirklich böse sein kann. — Ich denke, Sie werden mit dem Plaz zufrieden sein, den ich Ihnen angewiesen habe, mein Herr Doktor! — Raten Sie einmal, wo Ihr Plaz ist.“

Hardeck hatte längst erspäht, daß neben Hetty ein Stuhl frei war. Er erwiderte mit einem scherzhaften Dankeswort, die Gräfin aber hielt ihn, nachdem sie Fernau einen Plaz angewiesen hatte, noch einmal zurück.

„Ich bin Ihnen noch einen Glückwunsch schuldig geblieben, lieber Freund“, sagte sie so leise, daß nur er ihre Worte verstehen konnte. „Meine besten, meine allerbesten Wünsche also für Ihre und Ihres Bräutchens Zukunft! Hetty

ist ein kleines Mädchen, und ich werde sie sehr vermissen. Aber die älteren Rechte gehen natürlich vor! — So, und nun lassen Sie die Arme nicht länger warten — sie blüht schon recht ungeduldig zu uns herüber."

Sie reichte ihm die Hand, und Hardeck beugte sich nieder, um die schlanken Finger zu küssen. Die Worte seiner Gönnerin hatten einen so aufrichtigen Klang und in ihrem Blick lag eine Wärme, die alle von Hetty in Egon Hardecks Brust geweckten Zweifel zerstörte. Ruhiger, als er gekommen, ging er nach der kurzen Unterredung mit der Gräfin zu seiner Verlobten.

Erst jetzt, da er ihr die Hand zur Begrüßung reichte, nahm er die durchsichtige Blässe ihrer Wangen und die tiefen Schatten unter den Augen wahr. Er hatte sich stets über die Gesundheit und das blühende Aussehen des jungen Mädchens gefreut; umso mehr mußte ihn diese Wandlung erschrecken.

Mit einer höflichen Verbeugung gegen seine Nachbarn nahm er Platz. Ohne jedoch weiter auf seine Umgebung zu achten, wandte er sich sogleich an Hetty.

"Was ist dir, mein Lieb? — Fühlst du dich nicht wohl?"

Aber sie wich seinem ängstlich forschenden Blick aus und schüttelte abwehrend den Kopf.

"Nichts, nichts! — Ein wenig Kopfschmerz, das ist alles. Und mache nur nicht dies besorgte Gesicht, Liebster! Bemerkst du denn nicht, wie aufmerksam diese Gräfin uns beobachtet?"

Ein klein wenig ungeduldig runzelte Hardeck die Brauen.

"Ich begreife gar nicht, was du gegen die Frau hast", sagte er ruhig. "Hättest du gehört, wie sie eben zu mir gesprochen, du würdest dich selbst ob deiner Zweifel ver-lachen."

Aus großen ernsten Augen sah sie ihm voll ins Gesicht.

"Du findest mich sehr töricht, nicht wahr? — Aber wenn sie sich zehntausendmal besser verstellte, — mich vermöchte sie nicht mehr zu täuschen. — Doch was hilft es, daß ich davon spreche! Das andere aber — das muß ich dir erzählen. Hast du von der Tragödie dadrüben im Echausé gehört?"

Hardeck nickte. Er hatte sich vorgenommen, auch gegen seine Braut von den Vorkommnissen des gestrigen Abends nicht zu sprechen. Jedenfalls war dies nicht der richtige Ort, um darüber zu reden.

Die Stimme Hetty's senkte sich zum leisesten Flüsterton, daß er Mühe hatte, sie zu verstehen.

Gestern nacht wollte ich mir aus dem Bibliothek-Zimmer ein Buch holen, da ich nicht schlafen konnte. Du weißt, das Zimmer liegt an der Ecke: man sieht von dort aus auf die Straße und nach dem Palais hinüber. Weil ich kein Licht hatte, machte ich ein Fenster auf, um den Titel des Buch's besser lesen zu können, denn der Morgen dämmerte schon. Die frische, kühle Luft tat mir wohl, und ich blieb eine ganze Weile an dem Fenster stehen. Da sah ich plötzlich, wie die Tür des Echausés aufging und zwei Menschen, ein Mann und eine Frau, auf die Straße hinaustraten."

"Wann war das ungefähr?" fragte Hardeck. Er war jetzt in der Tat aufs höchste interessiert.

"Gegen halb fünf. — Der Mann ging fort, und gleich darauf kam ein großer, schwarzer Motor fast geräuschlos, ich weiß nicht woher, angefahren. Die Frau — erkennen konnte ich natürlich nichts von ihr — stieg ein. Einen Augenblick fiel das Licht von einer der großen Laternen des Motors auf sie, da sah ich, daß sie eine Art spanischer Mantilla trug. Dann fuhr der Wagen sehr schnell davon. — Ich blieb noch eine Weile am Fenster und ging erst fort, als die Uhr der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche dreiviertel schlug. Wie ich das Fenster zumachte, sah ich gerade noch, wie ein Polizist vor dem Hause drüben stehen blieb. Das war der Mann, der dann später den Toten gefunden hat."

Vom anderen Ende der Tafel rief jemand dem jungen Arate eine Frage zu, die er wohl oder übel beantworten

mußte. Man zog ihn nun in das allgemeine Gespräch, so daß er nicht mehr dazu kam, mit Hetty über das Echausé zu sprechen. Das junge Mädchen blieb während des Essens ernst und stiu, und war offenbar froh, als die Gräfin Asta Leoni das Zeichen zum Aufstehen gab.

Fernau gesellte sich zu den Beiden, und, während er sich eine Zigarette anzündete, sagte er:

"Ich bin leider genötigt, einer dringenden Arbeit wegen heimzugehen. Wenn ihr eine Tasse Kaffee mit mir trinken wollt, so soll es mir Freude machen. Dies sogenannte Frühstück war ja natürlich doch wieder das, was wir gewöhnlichen Sterblichen Mittagessen zu nennen pflegen. Es ist beinahe drei Uhr geworden."

Hetty entfernte sich, um von der Gräfin Urlaub zu erbitten und sich für den Ausgang umzukleiden. Nach einer knappen Viertelstunde gesellte sie sich in Hut und Mantel wieder zu ihnen.

Die beiden Herren verabschiedeten sich von der Gräfin, und plaudernd stiegen sie die Treppe hinab. Vor der Tür blieb Fernau stehen.

"Ich will euch etwas sagen: Ich werde mir eine Drofske nehmen und ihr kommt zu Fuß nach. Bis ihr meine Wohnung erreicht habt, bin ich mit meiner Arbeit fertig und der Kaffee steht auf dem Tisch. Ich denke, die Zeit wird euch auf einem solchen Spaziergang nicht gar zu lang werden."

Hetty und Egon stimmten seinem Vorschlag mit großer Bereitwilligkeit zu, und während er sich einen Wagen heranwinkte, schlugen sie langsam den Weg nach dem Zentrum ein.

11. Kapitel.

Hetty schien ihre frühere Munterkeit wiedererlangt zu haben, sowie sie nur aus dem Hause der Gräfin Leoni war. Während sie am Ufer des Kanals entlang gingen, schmiegte sie sich dicht an die Seite ihres Verlobten und plauderte lebhaft mit ihm über ihre zukünftige Wohnungseinrichtung.

"Eigentlich ist es doch hart, daß wir uns die schöne Saloneinrichtung bei Ehrhardt nicht haben kaufen können," meinte sie mit einem allerliebsten kleinen Seufzer. "Sie wird inzwischen wohl schon einen Liebhaber gefunden haben."

Hardeck nickte ernsthaft.

"Ja, sie hat einen Liebhaber gefunden," sagte er trocken. Als aber Hetty ein gar zu betrübtes Gesicht machte, beeilte er sich hinzuzufügen:

"Ich wollte dich zwar eigentlich erst bei Ehrhardt damit überraschen, aber ich will es dir lieber gleich gestehen: ich habe sie heute morgen gekauft."

Unbekümmert um die Leute blieb Hetty stehen, um den Hals ihres Verlobten mit weichen Armen zu umschlingen und einen Kuß auf seine Lippen zu drücken.

"Du Dieb!" jubelte sie. "Das ist ja herrlich. Aber woher hast du denn das viele Geld genommen?"

"Eine ganz unvorhergesehene Einnahme hat mich dazu instand gesetzt. — Aber ich denke, wir nehmen uns ebenfalls eine Drofske und fahren schleunigst zu Ehrhardt hinunter. Wir dürfen Fernau nicht warten lassen."

Ein Geschäftsführer kam ihnen sogleich entgegen und führte sie durch das Magazin. Hetty hatte hundert Fragen zu stellen, und da sie jedes Stück betrachten mußte, dauerte es doch eine geraume Weile, bis sie zu der Saloneinrichtung durchgedrungen waren.

Der Chef der Firma, der sie hatte kommen sehen, trat jetzt ebenfalls mit einer höflichen Verbeugung zu ihnen.

"Sie haben mit dieser Einrichtung in der Tat einen sehr vorteilhaften Einkauf gemacht," sagte er. "Die Möbel sind nach Entwürfen eines sehr talentvollen jungen Künstlers gefertigt, der nur, weil sein Name dem Publikum noch völlig unbekannt ist, einen sehr niedrigen Preis stellen mußte. In zehn Jahren müßten Sie vielleicht Möbel von ihm mit dem Dreifachen bezahlen."

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Reizvoll klingt des Ruhms lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edlen wert!

V. G. Riosploh.

Unbelehrbar.

Von Ferd. Frhr. v. Haedlingen.

(Nachdruck verboten.)

„Seppel, geh, sei g'scheit und laß deine Dummereien!“

„Ei was moanst denn für welche?“

„Geh, frag' net so dumm, du moast's schon ganz guatl!“

„Nix tua ich wissen! Kein gornign!“

„Na, dann is's a guatl!“

„Willst ebba doch net deutlicher wern?“

„Muas i?“

„Natürli muasht, denn — Satra, geh wer' i net Auag aus dir!“

„Und i erst recht net aus dir!“

„Da, sayau' her, so steht's mit der Ditrn'! Nacha is mer's a recht“, sagte der Seppel nun ganz allgemein und verlegen; denn nun war er mit seiner Meinung, was die Resi nun eigentlich von ihm wollte, auf einem toten Punkt angelangt, und so hatte er diese Redensart einfach ganz allgemein gebraucht.

Beide schwiegen. Und dem Seppel war das eben nicht recht. Er war rein wie verrückt in die Resi; die aber lachte ihn nur immer aus und fühlte nichts anderes für ihn, als eine schweesterliche Liebe.

Beide waren nebeneinander aufgewachsen, und als ganz plötzlich Resis Eltern kurz hintereinander starben, da nahmen Seppels Eltern die damals zehnjährige zu sich und zogen sie mit ihrem vierzehnjährigen Buben zusammen auf. Der Alte verwaltete das Bauerngut der Kleinen mit, und wenn die beiden Alten es auch später nicht laut sagten, so hofften sie doch im stillen, daß die beiden Kinder da einstmal ein junges Paar werden würden.

Es schien auch alles ganz gut zu gehen, da aber kam ihnen allen etwas dazwischen, das dem damals zweiundzwanzigjährigen Seppel rein den Verstand schien gelöstet zu haben.

Es kam Cinquartierung! Manen waren's mit ihren Panzenfährchen und dem schief auf dem Kopfe sitzenden Tschapla und den schön blühtenden Spauletten. Das alles war dazu angetan, den jungen Mädchen die Augen zu öffnen und ihnen den Verstand zu verdrehen.

Und der schneidigste von ihnen, der Wachmeister, kam zu Seppels Eltern ins Quartier, und die Resi machte ihm die blankesten Augen, die sie hatte, und ihr junges Herzchen fing mit einem Male an schneller zu schlagen, und sie war mit ihrem sonst so schlagfertigen Mäulchen nicht mehr so fix bei der Hand, wie sonst.

Man sah es ihr auf zehn Schritte gegen den Wind an; sie war verliebt, verliebt bis über beide Ohren, und der, dem es galt, sah's und hatte selbst Feuer gefangen.

Als dann nach zwei Tagen die Manen wieder weiter ins Manöver zogen, da sagte er:

„Ich komm' wieder“, und sie weinte nicht, wie sie es anfangs glaubte tun zu müssen; nein, sie lachte und winkte; denn sie wußte ja nun: Er kam und holte sie. Er liebte sie.

Inzwischen hatte sie den Seppel ganz vergessen, und der stand mit heißen, zornig dareinschlagenden Augen dabei und sandte dem Davonreitenden böse, bitterböse Blicke nach.

Hätte der Seppel alles gewußt, wer weiß, was er für Dummheiten gemacht hätte; so konnte er nur vermuten,

daß sich die beiden liebten, und hoffen, daß es nur so eine dumme Mädchenschwärmerei sei!

Über nach dem Manöver kam's anders.

Denn eines Tages erschien ein Grünrock, ein Grenzer, von denen bei der Steuer, bei den Eitern, und bei näherem Zusehen entpuppte er sich als der ehemalige Bachmeister, der nun in Zivil gegangen war.

Er bat um's Näbel, und wenn's auch den Alten sauer ankam, ihren Plan, die Vereintigung der Kinder und damit auch der Anwesen, zuschanden gehen zu sehen, so wollten sie doch der Resi nicht ihr Glück verscherzen, und da der alte Herr Pfarrer, der Vormund des Näbels, gern und willig seinen Segen gab, so mußten sich alle, die es anders gemocht hatten, ins Unvermeidliche fügen. Nur einer tat's nicht, und das war der Seppel.

Er wurde ein Bummelant und zog oft abends aus, um erst nach Tagen wieder auf der Bilschlache zu erscheinen.

Anfangs wußte niemand, wo er sich eigentlich herumtrieb; da aber noch andere Burschen des Grenzdorfes mitmachten, wußte man, wenn auch nicht zum Beeidigen, aber es war hat offenes Geheimnis, daß der Seppel der Anführer einer Paskcherbande war, die nächtigens übers Grenzgebirge stiegen und da manch gutes Stück herüber- und hinüberschafften.

Und darauf wollte die Resi hinaus, als sie den Seppel jetzt verwarnt hatte.

In zwei Wochen sollte Hochzeit sein, und dann kam der ehemalige Ulan als Grenzer mit noch drei Grünrocken hier ins Dorf, und das alte Bauernhaus wurde eine Grenzwachstation. Die Bande hatte es mit dem Paskchen zu toll getrieben, und nun hatte die Behörde ein ernstes Wort gesprochen.

Resi dachte an gar nichts Böses. Zwar wußte sie, daß ihr Mann schweren Dienst hatte, aber sie ahnte doch noch nicht, was ihm in diesem Berufe noch alles bevorstand.

Er selbst war stets lustig und guter Dinge, erzählte vergnügt von seinen Streifen und war ordentlich stolz, daß dieser Grenzschmuggel, seit er mit seinen drei Kameraden hier war, fast ganz eingeschlafen zu sein schien.

Trotzdem waren die vier Grenzer stets auf ihrem Posten und wachten Tag und Nacht.

Seit Resis Hochzeit war der Seppel immer finsterner geworden, und als sie ihn nun doch mal eines Tages am Baum des Grundstückes stehen sah, eilte sie auf ihn zu und sagte:

„Was treibst denn wieder für Dummereien, du dummer Bua?“

„? Ei, was geht's di an?“

„Na, nu sei nur net glei zornig oder gar desperat! I wer' dir doch amal noch was sag'n därf'n!“

„Nix, goar nix host mir z' sag'n!“

„Manu?“

„Ja, nix, sag' i dir! Was gehst du mi und i di an, seit daß de den Grünen da host!“

„A geh, Seppel, bist gar noch immer eifersüchtig!“

„Nö, aber — —“

„Nö, aber, nu red' doch, du dummer Seppel du!“

„Geh, laß mi aus, i hab' mit dir nix mehr zu schaffen. Wir z'jamm san firti mitoananda.“

„So, na is's dengerst a guatl! Aber schau', daß di dem Grenzer net an d' Büg'n laufft, der sackelt net!“

Da blühte es in den Augen des Buben gar wild und tödlich auf, so daß die Resi eine merkwürdige Angst überkam. Der da vor ihr war nicht mehr der einst so leutsame Kamerad und Freund; den hatte die Eifersucht gar böse gepackt, und der schien zu allen Schandtaten bereit zu sein. So mußten Verbrecher aussehen, und sie versuchte noch einmal, dem Seppel gut zuzureden, aber es half nichts; denn der hatte keinen Verstand mehr für etwas Gutes. Da ließ die Resi zum alten Bauer und klagte dem ihr Leid, und der Alte sah sie nun auch böse und tödlich an und sagte hämisch:

„Bist hat selber mit schuld dran!“

„I —, warum denn ebba?“

„No, frag' net so dumm!“

„Ja, aber i woaz wirft net!“
 „So, warum host n denn net gnomma?“
 „Ah so, des moanst?“
 „Wo, was denn finst?“
 „Ja, bald du seil moanst, nacha können mer net mehr mitoanand reden.“

(Schluß folgt.)

Weltspiegel.

Das schadhafte Hemd.

„Es ist geradezu ein Jammer, daß ich meine Frau nicht dazu bringen kann, meine Kleider auszubessern!“ bemerkte Herr Radespiel mit einem tiefen Seufzer. „Ich hat sie heute morgen, als einen Knopf an die Weste anzunähen, aber Sie sehen, hier das Knopfloch ist noch immer verwast. Sie hat die Weste nicht angerührt.“

„Sie haben Sie gebeten?“ fragte sein Freund Schürfling und zuckte mit leisem Kopf mit den Schultern.

„Nun ja. Was hätte ich denn sonst tun sollen?“

„Man merkt, Sie sind noch nicht lange verheiratet“, antwortete Schürfling mit väterlicher Gutmeyerei. „Ich will Ihnen einen guten Rat geben: Sie dürfen Ihre Frau niemals bitten, Ihnen etwas auszubessern. Damit erreichen Sie nicht das geringste.“

„Wieso? Wie meinen Sie das?“

„Machen Sie's wie ich! Wenn ich zum Beispiel ein Hemd ausgebessert wünsche, dann nehme ich es in die Hand, rütze auf meine Frau zu und frage wütend: „Wo ist der Lumpenlasten, Anna?““

„Was willst du mit dem Lumpenlasten?“ fragt dann meine Frau argwöhnisch.

„Ich will dies Hemd hineinwerfen; es ist schon ganz abgenutzt. Ich kann es nicht mehr anziehen!“ sage ich.

„Seig' doch mal her!“ sagt sie.

Aber ich verberge das Hemd hinter meinem Rücken und sage: „Ach was, liebe Anna! Das hat gar keinen Zweck, daß du dir es erst ansiehst. Ausbessern läßt sich das alte Ding nicht mehr!“

„Daß nicht doch wenigstens mal sehen!“ sagt sie wieder.

„Aber ich sage dir doch, es ist vollständig abgenutzt!“ sage ich.

„Wilhelm, jetzt gib mir sofort das Hemd her!“ sagt sie dann in herrischem Tone.

Ich überreiche ihr nun das Hemd.

„Aber Wilhelm!“ ruft sie dann stolz im Gefühl ihres Triumphes. „Aber Wilhelm, das ist ja noch ein ganz gutes Hemd, das du noch lange tragen kannst. Da ist nichts weiter nötig, als — —“

Und dann bessert sie es aus. Ich sage Ihnen, lieber Radespiel, nur nicht die Frau bitten! In der Ehe muß man immer etwas Diplomat sein.

Kalkhoff.

Einmal und Jetzt.

Die Exlibris unserer Bühnenkünstler. Die Sitte, Bücher durch künstlerische Besitzzeichen, die sog. Exlibris, zu schmücken, geht bis in das ausgehende Mittelalter zurück, erhielt sich durch das 16., 17. und 18. Jahrhundert, nahm seit Beginn des 19. Jahrhunderts auffallend ab, um aber dann in den beiden letzten Jahrzehnten desselben wieder aufzublühen und sich bis zum heutigen Tage zu erhalten. Da der Reiz der Exlibris nicht allein von ihrem künstlerischen Wert abhängt, sondern auch darin liegt, daß das Bild individuelle Züge des

Inhabers enthält, lassen sich aus den Exlibris interessante Schlüsse auf ihre Besitzer ziehen. Darum erscheint eine Betrachtung der Exlibris unserer Bühnenkünstler, wie sie Dr. Rudolf Krauß in „Liebes Land und Meer“ veröffentlicht, nicht nur originell, sondern auch lehrreich. Vor allem wäre es ein großer Irrtum, anzunehmen, daß alle Schauspieler auch besonders verständnisvolle Freunde der Dichtkunst sein müssen. Bei manchen ist das literarische Interesse lediglich auf die Stücke, in denen sie auftreten, beschränkt. Größere Bibliotheken finden sich gewöhnlich bei den sog. akademischen Schauspielern, und hier gibt es zahlreiche interessante Exlibris. Als die erste deutsche Bühnengröße, die ein Exlibris hatte, nennt Dr. Krauß den im 18. Jahrhundert beliebten und berühmten Theaterdirektor Johann Friedrich Schönmann. Im Ausland hat als erster Schauspieler David Garrick ein Exlibris besessen, das im Jahre 1760 von J. Boob geschaffen wurde und eine reichgeschmückte Shakspearebüste zeigte. Die Exlibriskunst hat sich in unserer Zeit der modernen Graphik sehr entwickelt und vervielfältigt, in der Symbolik begnügt man sich aber oft mit einfachen Andeutungen. So zeigt eine große Zahl der Exlibris in Schauspielerbibliotheken Rollenhefte, Noten, Musikinstrumente, Vorbeertränke und natürlich besonders häufig Theatermasken. Die einfachste Zusammenstellung ist die von Maske und Buch, dazu tritt dann noch die Fula. Aus den Hauptattributen, Maske, Buch, Rollen, Harleinspritsche, Schellen und Hut setzt sich das Exlibris zusammen, das der Altmeister der Wiener Kadiere, William Unger, für den erst vor kurzem vom Direktorpösten am Wiener Burgtheater zurückgetretenen Hugo Thimig schuf. Das Hauptsymbol auf den Exlibris der Sänger ist natürlich der Vogel. Das Exlibris, das Emil Preertorius für den Weimarer Kammerjäger Heinrich Beller zeichnete, zeigt humoristischweise einen Vogel mit weit aufgespreiztem Schnabel. Das Bibliothekenzeichen der Marcella Sambrich ist eine Nachtigall. Häufig findet man auf den Exlibris der Bühnenkünstler auch weibliche Idealgestalten. So erblickt man auf dem Bücherzeichen der Münchener Kammerängerin Berta Morana die Götten der Musik und Poesie, was zugleich das Hauptfach der Sängerin, nämlich die Richard Wagner'sche Kunst, andeuten soll. Leicht läßt sich der Beruf des Komikers symbolisieren. Auf dem Exlibris z. B., das Ernst Zimmermann für Konrad Dreher schuf, streut ein Schalksnarr Blumen unter das Publikum. Vielfach sind auch auf den Bücherzeichen die Lieblingsdichter oder Lieblingskomponisten des Bibliothekbesizers verewigt, unter den Komponisten am häufigsten Beethoven und Wagner, unter den Dichtern Shakspeare und Goethe, während merkwürdigerweise Schiller in dieser Beziehung ziemlich in den Hintergrund tritt. Schließlich seien auch noch die monumental komponierten Schauspielerexlibris genannt, so Mathilde Ales „Pössart, der Bühnenselbster“, auf welchem man Pössart auf einem reichgezümmten Pferd Hirschau über einen Zug dramatischer Gestalten halten sieht, die aus aufgeschlagenen Büchern in Zeltform herausmarschieren.

Haus, Hof, Garten.

Soll man Konservengläser sterilisieren? Das früher allgemein gebräuchliche Schwefeln der Konservengläser ist durch Einführung des Sterilisierverfahrens gänzlich entbehrlich geworden, da die durch die Schwefelung abtötenden Verderbniserreger bei der Sterilisation sicher zugrunde gehen. Infolge des Schwefelns bildet sich schwefelige Säure, deren Menge schwankt und mehr oder weniger gesundheitsschädlich wirkt. Besser ist es also, auf das Schwefeln zu verzichten. Gläser, welche nicht sterilisiert werden können, sondern nur mit gut durchgelochter, entsprechend gezuderter Dauerware heiß gefüllt werden, lasse man bis unmittelbar vor dem Gebrauch in ganz reinem, möglichst heißem Wasser liegen.